

(Nachdruck verboten.)

6) Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

„Aber, nein, der Herr war's, weist Du, der — der hübsche Blonde mit dem Bracelet — wirklich, Mutter, auf Er' — er trug ein Armband,“ sagte Gusti.

„Ja, der kaufte ein Sträußchen und legte es vor die Dame hin, die aber griff nach dem Korbe, leerte ihn, und während sie die Blumen mit dem Arm umfaßte, rief sie lachend, sie wolle sie alle haben; sie nannte den Herrn einen Knauser und machte ihm dabei Augen, so merkwürdige, wilde, funkelnde Augen.“

„Was hattet Ihr hinzusehen, das gehörte sich gar nicht,“ verwies die Mutter.

„Aber wenn sie so komisch war und solche Grimassen schnitt,“ wendete Gusti zur Entschuldigung ein, „und geschminkt war sie und alt war sie auch —“

„Was die eben alt nennen,“ beeilte sich Witte zu sagen, „es war unsre berühmte Soubrette —“

„Sicherlich keine sehr feine Dame,“ versetzte Frau Witte trocken.

„Aber, Elise, es war unsre genialste Künstlerin, die unvergleichliche Vetti. Sie wußte die Mädchen in feiner Weise wegen ihrer Ungezogenheit zu beschämen, indem sie zwei der schönsten Bouquets herausuchte und sie ihnen zuwarf. Ich sagte ihnen, sie sollten sich zum Danke verneigen, aber sie haben wieder nur gelacht.“

„Aber die drüben haben auch gelacht.“

„Und diese Lacherei war das Zeichen zu einem völligen Bombardement, das von der Dame und den beiden Herren gegen die Mädels eröffnet wurde.“

„Das war lustig, Mama!“ rief Gusti und legte ihre warme Hand auf die der Mutter, „die Sträußchen kamen nur so geflogen — von rechts, von links — wir haschten und fingen sie auf, der Emil mit uns —“

„Der Emil, ach so!“ rief Tini und schlug in die Hände voll Triumph, daß sich die Gusti ihr gegenüber einmal verschnappt hatte.

Gusti verstummte plötzlich und senkte den Kopf.

Der Vater kam ihr zu Hilfe.

„Wir trafen Ihren Bruder ganz unermutet beim graden Michel, er war am Heimweg mit seinem Rad, wie er mir sagte, er wollte ein wenig rasten und hat sich natürlich zu uns gesetzt.“

„Und der Vater ist wütend, weil er so lange ausbleibt; da kann ich ihn also beruhigen,“ sagte, nicht ohne Malice, die Freundin. „Er wird wohl jetzt auch bald da sein.“

„O, er ist zugleich mit uns gekommen,“ rief Gusti, die sich schon wieder gefaßt hatte, „er ist neben unserm Wagen einher geradelt.“

„Alle diese Blumen hat man Euch zugeworfen? Aber das war von den fremden Herren eigentlich eine Rederei.“

„Ich bitte Dich, liebe Elise, nicht vorschnell zu urteilen, die Herren benahmen sich sehr korrekt. Sie waren gleich darauf an unsern Tisch getreten, um sich wegen der Freiheit, die sie sich herausgenommen, zu entschuldigen und sich mir vorzu stellen. Ferdinand Brandt, Großindustrieller, sagte der eine —“

„Das war der mit dem Armband, Mama,“ fiel Gusti ein.

„Edmund Reich, der andre. Sehr erfreut, sage ich, mein Name ist Witte. — Vielleicht ein Verwandter des bekannten Malers? — Sein Sohn . . . Da hättest Du sehen sollen, wie sie das freute. — Ja, mein Vater hat mir einen guten Namen hinterlassen, sagte ich. — Einen berühmten, versicherten sie. Sie schüttelten mir die Hände und ich wurde sofort der Künstlerin vorgestellt, der Kollegin Reichs.“

„War das der Schauspieler Reich?“ fragte Tini und faßte mit nervigem Griff Vater Witte am Arm.

„Sawohl,“ bestätigte dieser.

Tini schlug die Hände zusammen:

„Nein, so was! Ein solches Glück, nein, nein, nein!“ Sie wußte sich gar nicht zu fassen.

„Ist er jung?“ forschte die Mutter.

„Nicht alt, nicht jung, nicht häßlich, aber schön auch nicht,“ entschied Gusti.

Luiße wollte heftig entgegen, aber sie besann sich und schwieg.

Vater Witte hatte sich in einen Stuhl geworfen und eine Zigarette angezündet.

„Er ist ein ganz genialer Mensch,“ sagte er, kleine Wölkchen vor sich hinblasend, „eine echte Künstlernatur. Da ist Temperament, Wig, etwas Malice, das sprudelt bei ihm nur so heraus. Dabei bleibt er immer natürlich. Mit den Mädels hat er wie ein kleiner Junge herumgehakt. Er bemerkte, daß Luiße ein schönes Organ habe und wollte, sie solle ihm etwas vorsprechen, aber die war nicht dazu zu bewegen — sie hat sich recht ungeschickt benommen.“

„Red' nicht davon, Vater,“ bat Luiße, „ich war gräßlich.“ Es sah aus, als wären die Thränen ihr nahe.

„Na, na,“ tröstete der Vater, „es war nicht so schlimm; Ihr seid Kinder, und wie Ihr wart, wart Ihr gerade recht.“ Und zu seiner Frau gewandt: „Reich hat mir über die Mädels riesige Elogen gemacht.“

„Aber, Gustav, hausche das nicht noch auf, die Kinder sind ohnedies so aufgereg,“ sagte die Mutter verdrücklich.

„Sie sollen zu Bette gehen, auch ich bin müde.“

Es war ein Wink für Tini, sich zurückzuziehen. Emil war schon zu Hause. Von der Küche aus, wo sie im Finstern stand, hörte sie ihn sprechen, gleich darauf ließ sich die Stimme des Vaters vernehmen. Sie horchte.

Zu ihrer Verwunderung schimpfte und polsterte der Vater nicht, wie sie erwartet hatte; er schien im Gegenteil guter Laune zu sein . . . Jetzt lachte er sogar. Der Emil hatte ihn angelogen und er glaubte dem Schwindler. Eine große, eine hämische Freude überkam sie.

Daß der dalkete Mensch, der Emil, dieser Traumichnicht, der soviel Furcht vor dem Vater hatte, sich trotzdem herausnahm, ihm ein A für ein U vorzumachen, daß es so gut gelang, war eine Thatsache, die sie mit einem fast wilden Entzücken erfüllte.

Da ging die Thüre auf, Emil kam in die Küche. Sie tastete nach seiner Hand.

„Pst, ich bin's; ich hab' schon auf Dich gewartet,“ flüsterte sie.

„Was willst Du?“

„Ich will radeln.“

„Jetzt?“

„Eben jetzt. Ich kann es doch nur, wenn's niemand weiß und niemand sieht, denn — pst!“

In der Stube ging der Spektakel los.

„Reiß mir doch nicht den Fuß aus,“ hörte man den Vater brüllen.

Tini lachte in sich hinein.

Die Mutter zog dem Vater die Stiefel aus; es war alltäglich dieselbe Komödie, ehe er ins Bett stieg. Aber lag er erst einmal darin, war er nicht mehr zu fürchten, denn im nächsten Moment konnte man ihn schon schnarchen hören.

„Komm,“ sagte sie und stieß die Thüre nach dem Gange auf. „Eine herrliche Nacht.“ Eierig sog sie die frische Luft ein.

„Ich will schlafen, ich bin müde,“ brummte Emil verdrießlich.

„Das glaub' ich, wenn man nach Baden und wieder zurück radelt —“

„Du weißt —“

„Alles weiß ich, ich komm von den Wittes.“

„Aber dann sag' es niemand, ich bitte Dich —“

„Sei ruhig, mein Dubi, niemand wird es erfahren; ich will noch mehr für Dich thun, ich werde Deine Liebe beschützen.“

„Wirklich, wenn das Dein Ernst ist — dann —“

„Schon gut, richte mir jetzt das Radel.“

„Aber Du kannst doch nicht im Schlafrock —“

Sie ficherte leise: im nächsten Moment lag das schlotternde Gewand auf dem Boden und sie stand in der Pumphose ihres Bruders, hoch und schlank, mit dem über dem Gürtel gebauschten Hemde vor ihm.

Sie hatte mit der Fußspitze in ausgelassener Weise den alten Schlafrock in die Höhe geschleudert, fing ihn geschickt auf und warf ihn in die Küche hinein.

„Jetzt gib mir noch Dein Mützel und Deine Sacke —“

mach' keine G'schichten — nur her damit — so — paßt mir vorzüglich — jetzt komm' in den Hof — —“

„Aber die Hausmeisterin? —“

„Daß sie schlafen, die Gute, ich hab' den Haus Schlüssel. Du brauchst nicht auf mich zu warten —“

„Du willst allein —?“

„Als junger Mann werd' ich mich doch nicht genieren —“

sagte sie mit dem flottessten Ausdruck und rannte, drei Stufen auf einmal nehmend, die Stiege hinab, dem Ställchen im Hofe zu, wo das Rad ihres Bruders eingestellt war. . . .

Frau Witte hatte noch die verstaubten Kleider ihres Mannes zu reinigen, ehe sie daran denken konnte, zur Ruhe zu gehen. Sie war immer die letzte. Als sie das schwach erleuchtete Zimmer wieder betrat, in dem ihre Töchter schliefen, kam es ihr vor, als hätte sich Luise eben unruhig von einer Seite auf die andre geworfen. Sie trat ans Fenster und beugte sich über sie.

Sie hatte den Arm unter den Kopf gelegt, lag mit geschlossenen Augen und regte sich nicht.

„Luise,“ hauchte sie leise; keine Antwort.

Das Mädchen atmete, wie unter einer äußerlichen Einwirkung stärker, aber sie schlief weiter, schlief, wie gesunde Jugend schläft, fest und traumlos bis zum Morgen, bis die Mutter sie weckte.

5. Kapitel.

Die Woche nach dieser Begegnung hatte Witte in erwartungsvoller Spannung verbracht.

Er ging nicht in die Fabrik, er zeichnete seine Muster zu Hause.

In seinem Sammtrock, frisch rasiert, in gehobener Stimmung erwartete er den Besuch seiner neuen Freunde, die in so schmeichelhafter Weise dem Wunsch Ausdruck gegeben hatten, daß diese Bekanntschaft keine vorübergehende sein solle.

Wie warm hatte ihm Reich beim Abschiede die Hand gedrückt und sein „Auf Wiedersehen!“ war in einem so klingenden Pathos gesprochen, das einen Widerhall in seinem Herzen gefunden hatte.

Und wollte nicht Brandt die Bilder seines Vaters kennen lernen? — diese echten Wittes, um welche er ihn beneidete? Aber, sonderbar, die Erwarteten kamen nicht.

Hatten sie seine Adresse vergessen? —

Witte beschloß, das Kaffeehaus aufzusuchen, das von Malern und Schauspielern vorzugsweise besucht wurde. Dort hoffte er mit Reich zusammen zu treffen. Aber er verjämte ihn regelmäßig.

Entweder hieß es, „er ist noch nicht da“, oder „gerade ist er fortgegangen“, kurz, er hatte Maleur; Witte pflegte sich dann ans Fenster zu setzen und in den Zeitungen zu blättern, die fast täglich kurze Notizen über den Schauspieler brachten, der eben anfang, in den tonangebenden Kreisen der Residenz zu persönlicher Beliebtheit sich aufzuschwingen. Die Blätter besprachen auch weniger seine künstlerischen Leistungen als seine gesellschaftlichen Erfolge, über die sie sich weiterschweifig äußerten. Nebenbei horchte er auf den Klatsch, der um ihn herum über Kunst und Theater geführt wurde, und die pikantesten Enthüllungen brachte.

Es lag etwas Mührendes darin, wie dieser Mann, der in der engen, Kleinbürgerlichen Sphäre, in der er lebte, sich seine Reinetät und Harmlosigkeit erhalten hatte, sich mühte, all diesen Uebermut, diese Extravaganzen einer decadenten Gesellschaft zu beschönigen, vom Schmutze rein zu waschen, um sie begreiflich zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

frische fische, gute fische!

Von Léon Ferrier.

I.

„Luise! Luise! Hör' bloß die Neuigkeit! Unser Vetter Valochar meldet sich an.“

„Ach . . . wirklich?“

„Ja, lies selbst . . . überzeuge Dich!“

Und dabei reichte Herr Durosier seiner Ehehälfte einen Brief, den er eben erst geöffnet hatte.

Es verhielt sich wirklich so. Der alte Vetter schrieb, er habe die Absicht, einen Tag bei ihnen auf dem Lande, auf ihrer kleinen Besitzung mit ihnen zu verleben und melde sich zum Donnerstag, also zum übernächsten Tag bei ihnen an.

„Natürlich müssen wir ihn ordentlich festlich und ganz besonders

gut aufnehmen, Du weißt schon, warum . . . Koch' nur recht was Apartes und sieh nicht auf's Geld.“

„Ja, das ist ja ganz schön . . . aber was? . . . Hilf mir überlegen . . . was könnte man ihm denn vorsehen?“

„Ich weiß noch, daß er leidenschaftlich gern Fische ißt.“

„Nun ja, gewiß, aber es müßte doch eben auch davon etwas ganz Besonderes sein. Er als Angler versteht sich darauf und ist außerdem ein Feinschmecker . . . dem ich schwer imponieren.“

Herr Durosier versank in Nachdenken, und das Resultat davon war, daß er meinte:

„Na, ich werde mich mal an den alten Patu wenden.“

Der alte Patu war ein Bauer, der aber wohl durch die Nähe der Großstadt sehr „helle“ geworden war; jedenfalls stand soviel fest, daß er sich, wie man zu sagen pflegt, weder vor Gott noch vor dem Teufel fürchtete, es mit dem Mein und Dein nicht sehr genau nahm und häufig einen schlauen Rat zu geben wußte.

Herr Durosier und der alte Patu waren bald einig.

Patu verpflichtete sich, seinem Kunden schon am folgenden Tage zwei prachtvolle Karpfen zu liefern . . . prächtige Karpfen, wie sie eben nur im Teich zu finden waren, der zu der Besitzung des Herrn Barons A. gehörte. Die Fische sollten dann in dem kleinen Springbrunnenbecken der Villa Durosier ausgelegt und auf die Art schön frisch erhalten werden, bis der Moment gekommen sein würde, wo sie in den Kochtopf zu wandern hatten.

II.

Herr Durosier war ein ehrenwerter Mann, den es nicht über das Herz brachte, seinen Mitmenschen irgend etwas zu Leide zu thun. Aber leider Gottes brauchte er doch nun Fische, und die waren in der ganzen so wasserarmen Gegend, außer in dem Fischteich des Barons A., nicht zu haben . . . und da war es nun eben die Schuld der Gegend, wenn man sich nach einem Ausweg umsehen mußte.

„Uebrigens,“ so philosophierte Herr Durosier für sich, „bezahle ich ja meine Fische dem alten Patu . . . wo er sie hernimmt, das ist seine Sache!“

Er schlief also den Schlaf des Gerechten, dessen bestes Kopfkissen ein gutes Gewissen ist, und währenddessen verbrachte der alte Patu die Nacht damit, im Teiche des Herrn Barons herumzustochern und zu stöbern.

In aller Morgenfrühe erschien er dann am Gitter der Villa Durosier, mit einem großen Korbe beladen.

„Ach — der herrliche Fisch! Der prächtige Karpfen!“ rief Herr Durosier, als er des Fisches ansichtig wurde, der verzweifelt in seinem, mit feuchtem Gras und Blättern ausgestopften Gefängnis hin und her schmeckte, so daß der Deckel des Korbes durch die kräftige Hand des alten Patu mit Gewalt niedergedrückt werden mußte.

„Luise! Luise! Komm doch nur rasch und sieh Dir das an!“

Frau Durosier kam so eilig herbei, wie es ihre rundliche Figur erlaube, und vereinte ihre bewundernden „Oh“ und „Ah“ mit denen des Gatten. Aber dann sagte sie:

„Ja, wo ist denn der zweite Karpfen?“

„Der zweite,“ entgegnete Patu, „den bringe ich Ihnen morgen, vielleicht auch noch heute abend. Es ist nicht so einfach, solche Tiere zu fangen.“

„Und wieviel kostet der hier?“ fragte Herr Durosier.

„Ja, lieber Herr, unter zwanzig Frank ist solch ein Staatskarpfen nicht zu haben!“

Und Herr Durosier zahlte, ohne an Feilschen zu denken.

„Nun muß das Tier aber vor allem in das Springbrunnenbassin, damit es nicht stirbt.“

Und im Gänsemarsch gingen Herr und Frau Durosier, der Bauer und die Köchin, die sich neugierig eingefunden hatte, quer durch den Garten bis an den Springbrunnen und stülpten dort unter größter Vorsicht den zappelnden Inhalt des Korbes in das Wasser um.

„Hören Sie mal,“ meinte dann Herr Durosier in besorgtem Tone, „Sie werden mir doch bestimmt noch einen zweiten Karpfen zu demselben Preis verschaffen können?“

„Ein Mann, ein Wort, Herr Durosier, ich hab's Ihnen ja versprochen, Sie bekommen Ihren Karpfen,“ versicherte der Bauer.

III.

Am späten Abend desselben Tages, während Herr und Frau Durosier über einem Kochbuch die Köpfe zusammenstreckten und überlegten, ob sie die Karpfen „blau“ oder „in Bier“ oder „in Madeira“, „geschmupp“ oder „ungeschmupp“, zum Frühstück oder Mittagessen servieren sollen, kletterte der alte Patu vorsichtig über den Statetzaun, der die Villa der Durosier umgab, schlich sich zu dem Bassin, stieß ohne besondere Schwierigkeit seinen Karpfen wieder heraus, stopfte ihn in seinen Dedellorb, nahm den Weg wieder über den Zaun und . . . eine Viertelstunde später klingelte es vorn an der Entreehür der Villa.

Selbst dem Vetter in höchst eigner Person hätte keine freudigere Begrüßung zu teil werden können, als sie der alte Patu erhielt. Herr Durosier war ganz gerührt über solche Pünktlichkeit . . . das hatte er kaum zu hoffen gewagt!

„Donnerwetter, der Karpfen ist noch schöner als der erste!“ rief er aus.

„Ja, der Fisch ist viel größer,“ stimmte Frau Durosier bei.

„Na ob!“ meinte Patu.

„Und dieser ist er auch,“ konstatierte Herr Durosier.

„Will ich meinen,“ nickte der Fischer. „Mindestens zwei Pfund ist das Tier schwerer als der erste Fisch! Aber ich habe mich auch gehörig damit quälen müssen . . . hat mich viel Mühe gekostet.“

Und dabei wies der alte Patu auf sein Beingeßell und seine Arme. Arme und Beine waren so naß, als wäre er auf allen Vieren im Wasser herumgekrochen.

„Ach, Sie Aermstler!“ rief Frau Durosier mitleidig. „Marie, bring' doch mal rasch einen ordentlichen Cognac zum Aufwärmen für Patu.“

„Und wie frisch das Bier ist, sieh doch nur, Luise!“

„Na, freilich,“ fuhrte der arme, durchnäßte und halb erstarrete Patu, „kommt ja auch eben erst aus dem Wasser.“ Und dabei goß er mit einem Zug das Glas Cognac hinunter.

„Mal Balochar wird sich freuen!“ schmunzelte Durosier und rieb sich die Hände, denn in Gedanken sah er schon das befriedigte, behäbige Gesicht des reichen, alten Junggesellen, der außer den Durosiers kaum noch einen Verwandten hatte.

„Patu, Sie haben Ihre Sache wirklich sehr gut gemacht.“

„Schon gut, schon gut, Herr Durosier, aber der Fisch muß auch gleich in das Bassin.“

Und wieder ging die Prozession zum Springbrunnen. Herr und Frau Durosier hatten den Fischer in die Mitte genommen und Marie schritt mit einer Laterne leuchtend voraus.

Rasch wurde der Korb ausgeschüttet, dann neigten Herr und Frau Durosier sich über das Wasser und spähten nach dem ersten Karpfen, um ihn mit dem zweiten zu vergleichen. Sie konnten aber nichts entdecken.

„Meine Augen sind scharfer und an das Sehen in der Dunkelheit gewöhnt,“ sagte Patu, und er neigte sich weit über das Wasser, wies mit dem Finger nach einer Richtung und rief:

„Na, sehen Sie wohl! Da ist er ja!“

Herr und Frau Durosier nickten, sie hatten den Fisch auch gesehen oder doch geglaubt, ihn zu sehen. Dann erhielt Patu, ehe er ging, seine zwanzig Frank, und wieder, wie am Abend zuvor, wurde großer Rat gehalten, und Herr und Frau Durosier einigten sich dahin, daß der Karpfen zum Frühstück in Madeira und der zum Mittag blau gegeben werden sollte.

IV.

In dieser Nacht schliefen Herr und Frau Durosier höchst unruhig; die beiden Karpfen, die Erbschaft, der Bettler, der alte Patu, alles kam in buntem Durcheinander in wirren Träumen vor.

Patu seinerseits war auch höchst befriedigt: das Fischen hatte was für sich und war ein einträgliches Geschäft, wenn man mit Leuten, wie die Durosiers es waren, zu thun hatte.

„Nun sag' nur mal,“ meinte Frau Patu, „wie kann man denn zwanzig Frank für so etwas geben . . . sind denn die Karpfen etwas so ganz Sonderfeines?“

„Ja, es muß doch wohl sein . . .“

„Dann könntest Du uns eigentlich auch einmal einen zum Koffen besorgen.“

Patu war ein friedlicher Mann und that seiner Frau gern einen Gefallen. Er sagte also nicht „ja“ noch „nein“; aber nach einem Weilschen nahm er seine Mütze und ging noch einmal fort, obgleich es schon recht spät war . . .

Und der Donnerstag kam, und in der Villa Durosier war alles in größter Thätigkeit.

Die Hausfrau war überall zu gleicher Zeit, sehr zum Verdruß von Marie, die als „Mädchen für alles“ ihre Ruhe liebte.

„Rasch, rasch, Marie, nun ist's Zeit, setzen Sie nur immer das Wasser auf und dann kommen Sie mit mir, um die Karpfen aus dem Bassin zu holen.“

Herr Durosier war schon zum Empfang des Bettlers nach dem Bahnhof gegangen, und während seine Gattin mit der Köchin in steigender Verzweiflung in dem Bassin fischte und fischte, ohne eine Spur der teuren Flossenträger zu entdecken, sah die Familie Patu in ihrer niedrigen Wohnstube bei Tische und verzehrte den Karpfen. Patu aber meinte, während er einen großen Bissen in den Mund schob, ziemlich verächtlich und kopfschüttelnd:

„Na, ich weiß nicht . . . So etwas Besonderes kann ich wahrhaftig nicht an dieser Fischart finden!“ —

Kleines feuilleton.

rn. Bessere Leute. „Schön ist es in Berlin?“ Die schlante Frau hielt für einen Moment den eleganten Kinderwagen an und blickte mit tragischer Miene auf die Schwester, welche eben von außerhalb zum Besuch gekommen. „Ach!“

„Ich meine die Anlagen. Der Park hier zum Beispiel.“

„Ja, von außen. Aber komm' nur erst hinein! Da kannst Du Dein Wunder erleben!“

„Du bist gar nicht befriedigt von Deiner neuen Heimat.“

„Befriedigt? Ach, wenn Du wüßtest, wie man hier behandelt wird! Gerade, als ob man die erste Beste vom Lande wäre. Als ob mein Mann nicht bei uns zu Hause gleich der erste nach dem Bürgermeister war! Meinst Du, es kümmert sich hier jemand um Rang und Stand?“

„Das verstehe ich nicht, Schwester.“

„Gestern komme ich zum Fleischer. Der ganze Laden voller Leute. „Wollen Sie mir schnell ein Pfund Kalbskotelett geben?“ rufe ich zum Verkäufer hinüber. Was meinst Du, was mir der grobe Kerl antwortet? „Immer jachte, Madamen, wer zuerst kommt, mahlt zuerst Madamen!“ „Ich bin für Sie eine gnädige Frau!“

„Ach, wat Sie sagen!“ Alles lacht natürlich. Ich — lehr! und hinaus.“

„Schrecklich!“ Die Schwester machte entsetzte Augen. „Kannst Du ihn nicht wegen Beleidigung verklagen?“

„Es geht nicht, sagt mein Mann. Man hat ja keinen Schutz beim Gericht.“ —

Die Weiden waren in den Park eingebogen und nun an den Spielplatz gekommen. In den Sandhaufen wühlten, gruben, buhlen Hunderte von kleinen Händen mit Sonne und Eisener her. Strampelnde Beine, zappelnde Arme. Lachende und weinende Gesichter. Jauchzende und zankende Stimmen.

Auf den Bänken ringsum die Mütter.

„Dort wird gerade eine Bank frei,“ bemerkte die Schwester.

„Bist Du Dich hierher setzen?“

„Ich bin müde von der Reise.“

„Ja, dann. Für gewöhnlich liebe ich nämlich den Aufenthalt hier nicht. Es sind meistens nur die einfacheren Leute da. Du siehst ja: Frauen ohne Hut, mit Schürze. Wie sie aus der Küche kommen. Schmutzige, schlecht angezogene Kinder. Mein Hans war auch einige Male hier. Dann verbot ich's ihm, hierher zu gehen. Mir ist die Gesellschaft nicht fein genug. Du begreifst. Was nun anfangen mit dem armen Jungen? Duddeln wollte er doch! Ich lasse also einen Sad voll Sand auf den Ballon bringen. „So“, sag' ich, „da spiele!“ Nach ein paar Tagen kommt der Hauswirt wie ein Wilder heraufgestürmt. Der Junge würde den Vorübergehenden Sand auf den Kopf! Die Schweinerei müsse aufhören! Ja, wirklich, so sagte er! Na, Du kennst mich. „Herr Hase,“ sag' ich, „es wäre gut, wenn Sie sich erst einmal darum kümmern, was Sie alles im Hause haben, ehe Sie bessere Leute inkommodieren.“ Es wohnt nämlich sogar ein Droschkentischer im Hause. „So?“ antwortet mir der Wirt. „Die besseren Leute sind für mich die, welche pünktlich ihre Miete zahlen!“ Und 'raus war er.“

„Ging das auf Euch?“

„Vermutlich. So ein Mann hat natürlich keine Ahnung, was für Ansprüche das Leben an unsereinen stellt. Das bißchen Gehalt — ach Gott! — Das geht fort wie ein Butter unter der Sonne. Und man kann doch nicht wie ein Arbeitsmann etwa leben? Ach, liebe Edda, ich habe mir Berlin anders vorgestellt!“

Die Schwester sah mit ängstlichen Augen. Plötzlich erschrak sie. „Du, der Mann da mit dem struppigen Bart wird sich doch nicht etwa zu uns setzen wollen?“

Die andre steckte eine märtyrerhafte Miene auf: „Warum nicht? Meinst Du, es giebt Standesunterschiede hier?“

Ein Arbeiter nahm auf der Bank Platz, zündete sich eine Pfeife an und zog die Zeitung.

Die beiden Frauen rückten nahe zusammen. Nach einer kleinen Pause fragte flüsternd die Schwester: „Und Du kannst also gar nicht in den Park gehen, ohne mit solchen Leuten auf einer Bank sitzen zu müssen? Giebt es denn keine besondern Anlagen für die besseren Leute?“

„Bessere Leute kennt man in Berlin überhaupt nicht!“ Die andre sagte es laut und erbost. „Hier gilt jeder gleichviel. Ob Du eine Dame bist oder eine einfache Frau, das ist ganz egal. Das nennen sie demokratisch, glaube ich. Nur wenn es an's Steuerzahlen geht, ja dann —!“

„Det is wahr,“ fiel der Arbeiter ein, „wenn se da oben Kies brauchen, denn wissen de Herrschaften immer, wo wir wohnen.“

Die junge Frau hob die Nase und sah nach der andren Seite. „Unerhört!“ flüsterte die Schwester.

„Wenn es nach mir ginge,“ meldete sich jetzt scharf und laut die Stimme der Ersteren wieder, „dann würde jeder Park in zwei Hälften geteilt. Eine für das große Publikum, eine für die besseren Leute.“

„Wie uff de Hochbahn,“ lachte der Arbeiter hinter seiner Zeitung. Schlichtern wandte die Schwester ein: „Meinst Du nicht, daß es manchmal schwer sein würde, die Unterschiede bei den Menschen herauszufinden?“

„Wie? Das sieht man doch auf den ersten Blick. Erstens die Kleidung. Das ganze Keufere. Dann die besseren Manieren, die Bildung und Intelligenz! Das liegt doch alles ganz offen zu Tage, daß man sich nicht täuschen kann. Oder die Hauswirte mühten Karten ausgeben für den besseren Park. Nur im Vorderhause natürlich.“

„Bis in't dritte Stod,“ ergänzte der Struppbart den Plan.

„Statt der Bänke mühten in Eurem Teil Stühle stehen, die man nach Belieben hierhin oder dorthin tragen könnte.“

„Ja!“ Die junge Frau vertiefte sich in ihr Projekt. „Ueberhaupt mühte unser Park eine ganz besondere Pflege erhalten. Recht viel Palmen und sonst dergleichen. Lauschige Ecken für einzelne Familien, wo man sich separieren kann. In jeder Ecke ein kleiner Spielplatz.“

„Und Konzert am Nachmittag.“

„Ach ja!“ Die junge Frau lehnte sich hintenüber. „Mich brauchen sie nur zu fragen. Ich wüßte schon, wie es gemacht werden mühte, daß sich auch das bessere Publikum wohl fühlen kann. Ramentlich auch unsre armen, ausgefohenen Kinder!“

„Die mühten am Eingange kleine hübsche Spaten geliehen bekommen.“ Die Schwester suchte eifrig nach Vorschlägen. „Und allerlei andre Geräte und Spielzeug, das dazu gehört.“

„Ein Bisset mit Milch und Erfrischungen.“ Die andre schwelgte in Gedanken.

„Ja!“ Der Arbeiter hatte sich plötzlich erhoben, steckte seine Zeitung in die Brusttasche und lachte: „Und statt in Sand müßten die besseren Kinder in Zucker buddeln!“ —

Medizinisches.

b. Eine Erweiterung der medizinischen Lichtbehandlung. Die heilende, resp. bakterientötende Wirkung der Lichtstrahlen ist vor allem denjenigen Strahlen eigen, die man ultraviolette zu nennen pflegt, die aber nicht Lichtstrahlen im eigentlichen Sinne sind, weil sie in unfrem Auge keine Lichtempfindung hervorrufen. Diese Strahlen haben jedoch die Eigenschaft, nicht sehr tief in die organischen Gewebe einzudringen, so daß schon 1 1/2 Millimeter unter der Haut ihre Wirksamkeit versagt. Die eigentlichen Lichtstrahlen, die roten, gelben, grünen, wirken im allgemeinen auf die organischen Gewebe in heilendem Sinne kaum ein.

Nun ist seit lange bekannt, daß man photographische Platten farbenempfindlich machen kann, indem man der Gelatine-Emulsion gewisse leicht lösliche Farbstoffe, sogenannte Sensibilisatoren, zusetzt, wodurch die Platte für die bestimmte Farbe empfindlich wird. Dieses Verfahren suchte Dreher in Kopenhagen auf die organischen Gewebe zu übertragen, indem er sie mit Sensibilisatoren imprägnierte und dadurch farbenempfindlich machte. Zu der gewöhnlichen Wirkung der ultravioletten Strahlen gesellt sich dann noch eine Wirkung der Lichtstrahlen, wodurch die Wirkung also sehr verstärkt werden muß. In der That konnte Dreher noch bei einer Verdünnung der Sensibilisatoren von 1 : 4000 in dem damit imprägnierten Gewebe Bakterien in wenigen Sekunden zum Absterben bringen. Dazu kommt, daß diese Strahlen auch beträchtlich tiefer eindringen als die ultravioletten und dadurch Krankheitsherde der Lichtbehandlung zugänglich werden, für die man bisher nur das Operationsmesser kannte.

Eine andre Methode, die Lichtbehandlung wirksamer zu gestalten, besteht darin, die wirksamen Strahlen in stärkerem Maße zu erzeugen. Besonders reich an solchen ist das von Dr. Arons hergestellte Quecksilberbogenlicht. Leider werden die Strahlen von der umgebenden Glashülle sehr stark absorbiert. Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, wird in jüngster Zeit das Arons-Licht in Gefäßen mit sehr dünnen Quarzwänden hergestellt, weil der Quarz die ultravioletten Strahlen ungeschwächt durchläßt. Deshalb wird diese auch in anderer Beziehung sehr interessante Lampe, mit der gegenwärtig Versuche in verschiedener Richtung angestellt werden, in der Heilkunde wohl schnellen Eingang finden. —

Kulturgeschichtliches.

— Die Feuerpolizei im alten Griechenland. Der schlimmste Feind der altgriechischen Tempel, die in älterer Zeit weit mehr Holzbau enthielten als man gemeinhin im Hinblick der erhaltenen Marmortempel annimmt, war das Feuer. Bei fast allen größeren Ausgrabungen lieft man im Fundbericht von verkokelten Pfeilern und Dachbalken. Vergewentwärtigt man sich dazu die einsame Lage der meisten Tempel auf wasserarmen Anhöhen, das festliche Treiben an den Ehrentagen des Gottes mit ihren zahlreichen Brandopfern, das Ueberrachten der Pilgermassen in Paraden und Säulenhallen dicht beim Tempel, so erscheint die Feuergefahr um so größer. In der That war man sich ihrer im Altertum wohl bewußt, und gerade in allerneuester Zeit haben inschriftliche Funde gelehrt, wie man durch polizeiliche Vorschriften der Gefahr zu begegnen suchte. Eine dieser Urkunden stammt von der Insel Amorgos. Dort war im vierten vorchristlichen Jahrhundert in der Stadt Arkese nahe dem altberühmtesten Hera-Tempel ein neues Gebäude für Tempelzwecke errichtet worden. Dieser Neubau wird nun durch folgende wohlerhaltene Warnungstafel geschildert: Senat und Volk haben auf Antrag des Ortheileios beschlossen: Es ist verboten Feuer anzuzünden im Heraion, bei dem neuen Gebäude an der Ede, beim Tempel selbst und beim Utheion; wer es aber dennoch thut, zahlt zehn Draχmen in die heilige Kasse der Hera. — Am größten war die Gefahr stets in den Tempeln des Asklepios, des Heilgottes, wo allnächtlich Hunderte von Pilgern und Kranken oft mit der ganzen Familie zu übernachten pflegten, um während des Schlafens über der unterirdischen Behausung des Heilgottes im Traume seine Ratschläge und Rezepte zu empfangen. Eine derartige Skandalaffäre ist jüngst auf der Insel Paros aufgefunden worden. Auch sie war durch eine Feuerpolizei-Verordnung geschützt, worin es heißt: Es ist verboten, in den Baulichkeiten nach Westen hin Feuer zu brennen, auch nicht mit Kohlen zum Kochen; ebenso ist es verboten, in dem Wache zu fischen und dann Feuer anzuzünden, damit nicht der Tempel in Gefahr kommt oder die Weihgeschenke Schaden erleiden; wenn aber einer der Kranken gegen diese Vorschrift verstößt, soll ihn der Tempeldiener in Strafe nehmen. Fern wußte man weiter, schreibt die „kölnische Zeitung“, ob im Zusammenhang mit solchen Vorschriften auch Anordnungen über den Feuerlöschdienst getroffen waren. Auch darüber kann leicht einmal eine neue Inschrift Auskunft geben. Wenigstens gab es so etwas schon in den Städten, wie in der Felsenburg Pergamon. Dort übte die Stadtpolizei eine scharfe Aufsicht aus über alle Zisternen und Brunnen, die es in den Privathäusern gab. Der Hausbesitzer war zu ihrer Instandhaltung verpflichtet, und die Aftynomen mußten mindestens einmal jährlich diese Wasserbehälter besichtigen und konnten säumige Besitzer durch Strafen von hundert Draχmen zur Reinigung und Reudeckung der Zisternen zwingen.

Verantwortl. Redakteur: Paul Büttner, Berlin. — Druck und Verlag:

eine segensreiche Maßregel, die ebensowohl zur Hebung der Gesundheit der Stadt wie zur Verhütung der Feuergefahr diente. —

Geographisches.

en. Eine Reise durch den nördlichen Teil Argentiniens hat der irische Forscher Florence O'Driscoll vollendet und in einem Vortrag vor der Londoner Geographischen Gesellschaft in ihren hauptsächlichsten Ergebnissen beschrieben. Der größere Teil der Reise bewegte sich in einem Landstrich, der im nördlichsten Gebiet der argentinischen Republik dicht an den Grenzen gegen Chile und Bolivia gelegen ist. Der Zug nahm seinen Ausgang von der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz Junju, die den Endpunkt der Eisenbahn von Buenos Aires und andern im Süden gelegenen Häfen der Republik bildet. In der Umgebung von Regra Muerta fand O'Driscoll eine gewaltige Hochfläche, die auf einer Erhebung von etwa 3600 Meter über dem Meerespiegel liegt und von Nord nach Süd etwa 500 und von West nach Ost 90—100 Kilometer Ausdehnung besitzt. Sie scheint sehr wenig bewohnt zu sein. Die Ansiedler in den Ortshäusern sind im allgemeinen Kleinhändler, die Felle und Gold kaufen und außerdem einige Baumwoll-, Eisen-, Materialwaren und Spirituosen feilhalten. Die Ernährung geschieht im wesentlichen durch Schafzucht, indem die aufgezogenen Schafe fast ausschließlich geschlachtet werden; die Wolle wird erst von dem toten Pelz genommen und scheinbar nirgends ausgeführt. Der irische Forscher glaubt, daß dieser eigentümliche Landstrich eine Zukunft in der Erzeugung von Lamawolle für europäische Märkte gewinnen könnte; vorläufig werden die Lamas dort nur als Lasttiere gezogen und gleichfalls geschlachtet und gegessen. Das Gebiet ist auch sehr reich an Vicuñas, deren Wolle (Vigogne) bekanntlich auch eine hohe Schätzung genießt; es war ein ganz gewöhnliches Ereignis, daß an einem Tage 200 bis 300 dieser prächtigen Tiere in Sicht kamen. Vielleicht die wichtigste Entdeckung der Reise war die nähere Untersuchung einer fast von Nord nach Süd verlaufenden Gebirgskette, die auf den Karten im allgemeinen den Namen Sierra de Santa Catalina führt. Nach dem Urteil des Forschers sind in diesem Höhenzug sehr bedeutende Goldlager enthalten, die für den Abbau sehr günstig, nämlich nahe an der Oberfläche liegen. —

Humoristisches.

— Angenehme Aussicht. (Weim Barbier.) Kunde (ängstlich): „Was, der Lehrling soll mir den Zahn ziehen?“ Barbier (der noch anderweitig beschäftigt ist): „Nein, ziehen thu' ich ihn selbst . . . er soll ihn nur etwas locker machen!“ —

— In der Verlegenheit. Gast (wütend): „Erstens ist die Suppe siedend heiß, und zweitens finde ich sogar eine Kindertrumpete darin — was soll denn das sein?“

Wirt: „hm, nacha g'hört's vielleicht zum Blasen!“ —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Fünf Censurverbote. In Hannover wurde dem Meßthaler-Ensemble die Aufführung von Strindbergs „Fräulein Julie“, von Wedekinds „Liebestrank“, von Richard Manx „Dreilampf“ und der beiden französischen Schwänke „Das Parfum“ und „Die tugendhafte Hermance“ verboten. —

— Die Moritz-Oper beginnt ihre diesjährige Saison am 18. d. M. im Schiller-Theater O. —

— Einen Preis von 2500 Frank für eine neue zweifaltige Ichrische-Oper hat das französische Unterrichtsministerium ausgeschrieben. —

— In Chalainsee (Jura) wurde ein Pfahlbau aus der letzten Eiszeit entdeckt; zwischen den Pfahlrosten fand man einen 9,85 Meter langen, unversehrten Einbaum aus einem gehöhlten Eichenstamme. —

c. „Elefantenwürstchen.“ Wie aus Genf berichtet wird, kaufte ein dortiger Schlächtermeister von dem Zoologischen Garten das Fleisch eines getöteten Elefanten und bearbeitete es schleimig zu „Frankfurter Würstchen“. Er konnte dabei nicht weniger als 3800 Pfund Würstchen fabrizieren, die „wie warme Semmeln weggingen“. Das vierzig Pfund schwere Herz des Elefanten verkaufte er scheibenweise als Kuriosität. Alle, die von dem Fleische gestolet hatten, erklärten es als eine Delikatesse. . . . —

Büchereinkauf.

— Heinrich Diefenbach: „Aus der Dingskirchener Chronik“. Erzählungen. Jena. Hermann Costenoble. —

— Fritz Telmann: „Messenhauser“. Drama. Wien. Verlag der „Wage“ (Stern u. Steiner). —

— Adé Röberka: „Fünf Vorarbeiten zu der Menschheit Drama“. Essays. Leipzig. Julius Berner. —

— Maximilian Mehl: „Die Heilung von Hautkrankheiten u.“ 2. Auflage. Oranienburg. Orania-Verlag. Preis 1 M. —

— Johannes Hebel: „Ueber staubfreie Straßen“. München. J. Schreiber. —

Vorwärts-Verlagsdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.